Zeitschrift: Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift
Band: 15 (1911)

Artikel: Regina Lob [Fortsetzung]
Autor: Federer, Heinrich
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-573900

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 13.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Die Flamme

Ach, eine Liebe, die ich nimmer achte,
Muß ich ertöten, lass' ihr Blut verrinnen!
Ich will mich klar aus ihr zurückgewinnen,
Daß ich mich nicht ob schlechter Treu' verachte.

Auf eine Treue will ich mich besinnen,
Die Helligkeit in meine Kämpfe brachte
Und die kein Weibmund je verlöschen machte:
Die Treue zu der Flamme in mir drinnen.

Von ihr durchleuchtet will ich weiterschreiten
Und klare Herzen suchen, die ihr leben,
Mit ihnen mich zu einem Kreise weiten,

In der Gemeinschaft Einsamkeit erstreben
Und einen unsichtbaren Dom bereiten,
In dem die Wellen ewigen Lichtes beben.

Regina Lob.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Aus den Papieren eines Arztes.

Roman von Heinrich Federer, Zürich.

(Fortsetzung).

Jetzt trat ich um Reginen herum rasch ans Sofa und beugte mich tief zu Theodor nieder. Ich suchte seine große Hand, die unbeweglich auf der Wolldecke ruhte. Mit meinen beiden heißen Händen preßte ich sie innig an meine Brust und sagte, im Innersten von seinem zertrümmerten Wesen erschüttert: „Verzeih mir... Ich geh' sogleich wieder, ich..."

„Das ist uns sehr recht! Sehr!" sagte die Frau scharf und blickte unruhig zwischen Theodor und mich hinein.

„Aber ich will vorher mein Unrecht gut machen und meinem lieben Theodor eine gute Gesundheit wünschen und..."

„O, wir wollen den alten Brei nicht mehr aufrühren," schnitt mir Regina den Satz hart ab. „Darüber sind wir lange hinaus!"

„Aber ich nicht! Ich habe damals in einer wilden gehässigen Laune gelogen, und dieses Lügen läuft mir nach und läßt mir keine Ruhe und brennt mich. Und ich muß, obs euch gefällt oder nicht, dafür abbitten. Ich habe," fuhr ich zu Theodor weicher fort, „deine Frau nicht recht gekannt; nur aus kleinen, kindischen Sächelchen habe ich sie beurteilt. Das war falsch. Ich wußte gar nicht, was sie im Ernsten und Wichtigen vorstellt. Und nun hör' ich, was sie da oben für eine Mutter ist, welche Prachtskinder sie aufzieht, welch ein stattliches Haus sie führt und vor allem, welch ein Engel sie in deiner langen Krankheit ist. Und da..."

„Wir dürfen Thedi nicht aufregen," wehrte die Frau ungeschmeichelt ab und schob mich mit ihrem Ellbogen stark vom Sofa. „Gelt, du bist müd! Ich tue meine Pflicht, das ist alles! Das Rühmen hat gar keinen Wert."

Theodor kämpfte indessen mit einer großen Rührung. Seine Augen waren feucht; ich sah es gut. „Nur nicht streiten!" sagte er kurz und gebieterisch, ich wußte nicht, zu mir oder zu ihr.

„Wir haben hier immer einen schönen Frieden," wandte die Frau leiser sich zu mir. „Wenn du gekommen bist, um dein... dein..."

„Sag nur, deine Pflegelei!" bat ich.

„Es ist mehr gewesen! Wenn du darum gekommen bist, so kannst du nun ruhig gehen. Wir haben das vergessen. Laß uns also im Frieden! Wir gönnen ihn dir auch und alles Gute dazu — wenn du nur gehst!" Unruhig schwirrten ihre Zigeunerblicke zwischen mir und der Stubentüre hin und her.

„Ich habe gedacht," verteidigte ich mich, „wenn so viele Jahre vorbeigegangen sind und euch ein liebes Kind gestorben ist, wenn man nun älter und reifer geworden ist und das Leben enger und die wahren Freunde seltener geworden und wenn einem so vom rauhen Leben der unreine Schaum der Jugend scharf genug abgestriegelt worden ist — ich habe gedacht, man sollte dann wieder in der frühern Güte zusammentreten können, sich alles Ueble verzeihen und einander wieder kameradschaftlich die Hand bieten... Das hab' ich so gemeint."

Die große dunkle Frau schaute mich böse an, aber schwieg. Theodor rutschte unruhig im Kopfkissen hin und her. Er erkannte meine alte Stimme, meine alte Art zu reden und sicher auch meine alte Treuherzigkeit. Die Krankheit mit ihren stillen, einsamen Stunden hatte ihn gewiß innerlicher und lauterer gemacht, hatte wohl manchmal die alten Zeiten wie ein schönes, gesundes Vorleben in ihm wachgerufen, und jetzt, da er mein ehrliches Kommen erkannte, wollte er gut mit mir sein. Was nützt das Grollen, gar auf dem Siechbett? Aber er wußte, welch ein enges, unleidliches Weib er an seiner Seite habe. Diese Schwierigkeit und die aufsteigende Rührung und der arge Kampf zwischen Weib und Freund so nah an seinem Lager, das regte ihn auf: er hüstelte und schwitzte an der Stirne und blähte luftsuchend die Nasenflügel.

„Ich gehe, sobald ich gehen muß," fing ich ru-

higer wieder an; „aber zu allen Zeiten ist hier oben in euern Bergen und vor allem in diesem guten Haus eine große Gastlichkeit gegen jedermann, auch gegen den letzten Bettler geübt worden. Doch mir gebt ihr keinen Stuhl. Ist es denn nicht mehr so wie damals?“ Ich wies auf die beiden Bildnisse der Großeltern, die über Theodors Lager an der Wand hingen und Vater und Mutter in steifgezogener Würde, aber mit einem heimlichen Blick von Wohlwollen wiedergaben. Sie hatten mich in den Bubenferien wie ein eigenes Kind gepflegt und immer darauf gehalten, daß Freund oder Feind, solang er in der Stube weile, als Gast behandelt würde.

„Gib Walter einen Sessel!“ gebot Theodor mit pfeifendem Atem.

Ich kam der Frau zuvor, ergriff den nächsten Stuhl und rückte damit hart an die Seite des Kranken. Bitterböse belauerte Regina jede meiner Bewegungen. Ach Gott, dachte ich, sie ist ja noch immer die gleiche eifersüchtige, schlimme Katze! Niemand von uns dreien fand ein Wort.

„Sieh da, die Kinder!“ unterbrach Theodor die Stille auf einmal.

Regina und ich blickten zum Fenster, wo Arnold und Klärli meinem Kind die Knöpfe des Schneewamses zu öffnen suchten und ab und zu mit wunderlichen Näschen am Parfüm des Pelzchens rochen. Mimeli aber sah unverwandt auf uns Große. Es merkte wohl, daß wir recht uneins waren.

„Halt doch mal still, du dummer Gof!“ schalt Arnold lachend und die Lippen übermütig blähend.

„Du hast eine schöne Jacke und schöne Knöpfe dran, ja, ja,“ machte sein Schwesterchen und tastete an Mimeli herum wie an einem Schmuckstück. Reginen war das alles zur Qual. Ihre Augen brannten, und der dünne Schnitt ihres Mundes, schon mit vielen feinen Fältchen gekräuselt, bewegte sich, als rede sie immer etwas Leises, Bitteres, Gepeinigtes.

Mimeli bekam vor dieser Frau eine große Angst in die Augen. Erst halb aufgeknöpft, riß es sich los und lief auf mich zu. „Vater, Vater,“ fragte es tapfer, „sind sie bös mit dir?“

„Dummheit,“ machte der Bub geringschätzig, „die Mutter ist halt so! Das ist eben nur die Mutter!“ Und er riß Mimeli von mir weg, und Klärchen tätschelte jetzt seine Wangen und schmeichelte: „Liebes du, Liebes du! Wie heißest du?“

„Mimeli!“

„Und ich Klärli!“

„Und ich bin euer König und heiße Arnold. Aber ich habe noch einen Namen, Karl. Ich bin Karl der Große!“ Er stellte sich spaßig hoch auf die Zehen, der kühne Kauz, und spritzte einen wahren Sternenglanz aus seinen rotbraunen Samtaugen.

Frau Weggisser ging vor Unleidlichkeit hinaus. Da schaute mich Theodor endlich aus seinem zerfallenen, knochigen Gesicht so recht mit der alten Liebe an. Er versuchte zu lächeln und flüsterte: „Sind das Kinder! Da gehts freilich leichter!“

Aber plötzlich tat er einen Ruck und rief laut: „Grüß dich Gott, Walter!“ Er drückte mich mit seinen zitternden Händen zu sich nieder. Mich übernahm die Rührung, daß ich kein Wort zu entgegnen vermochte.

„Gelt, das ist arg über mich gekommen, daß ich so daliegen muß!“

Ich schüttelte den Kopf. „Ich hab' es mir so gedacht... Es könnte ja noch viel übler stehen...“

„Das sag' ich mir auch,“ gab er hoffnungsreich zu, und seine immer noch schönen, blauen, aber rotumränderten Augen strahlten sofort frischer. Soviel vermochte ein einziges Tröpflein Oel an diesem Menschendocht!

Regina trat wieder ein, schon an der Türe auf uns hinüberspähend. Sie hatte keine Ruhe. Es litt sie nicht draußen; doch konnte sie auch drinnen nicht zusehen. Sie war noch die alte grausame Eifersucht. Sie konnte vergessen und am Ende auch verzeihen, was vorüber war. Aber daß ihr Gemahl mich noch immer liebte, wie es sich nun so klar erwies, das war eine neue, unverzeihliche Kränkung. Ihre Augen stachen mich wie Nadeln. Sie machte Licht in der Stube und trat dann rasch wieder zu uns, sich leise räuspernd, aber fest entschlossen, jetzt den Kampf, koste es, was es wolle, gegen mich wieder aufzunehmen.

„Thedi,“ sprach sie laut und wunderbar deutlich, „sieh, wir wollen mit Walter wieder gut Freund sein. Damit kann er zufrieden nach Hause gehen. Das ist genug für den ersten Besuch. Die Geschichte regt uns doch alle auf, und er ist ja ein Doktor und weiß besser als wir, ob das in einer Krankenstube gut tut. Komm' du, Walter, nur wieder im Frühling, wenn wir mit Theodor vors Haus aufs Bänklein sitzen oder wieder ein wenig spazieren können! Wir danken dir für deine Freundlichkeit. Das Alte ist vergeben und vergessen, und . . .“

Und nun hätte sie am liebsten die Türe aufgetan und mich hinauskomplimentiert. Aber so leicht sollte ihr das Bugsierspiel denn doch nicht werden.

„Ich danke, ich danke tausendmal,“ schnitt ich ihr das gesalbte Sätzlein ab. „So gehe ich auch wahrhaft gern und leicht heim. Und ich freu' mich schon jetzt auf den Frühling.“ Ich wußte wohl, daß dieser Frühling in keinem Kalender stehen würde. „Aber heute kann ich nicht mehr heim. Ich habe das Logis in der Krone bestellt und gehe bald, keine Angst! Und morgen will ich nur schnell vor dem Wegfahren Ade sagen. Aber jetzt laß uns noch ein wenig plaudern, Regina ... Sitz auch zu uns!“

Sie setzte sich, und Theodor nahm beschwichtigend ihren Arm, indem er sagte: „Walter meint, es stehe gar nicht so schlimm.“

Das Weib prüfte sogleich mein Gesicht mit der Schärfe eines Raubvogels. Sie war viel zu klug, um sich täuschen zu lassen. Ihrem Manne, das wußte sie grausam klar, war nicht mehr zu helfen. Ich log ihm da jedenfalls etwas vor, um ihn zu gewinnen. Aber ich verzog keine Miene und sagte:

„In der Stadt mit ihrer schlechten Luft sind solche Fälle im Winter so häufig wie die Spatzen vor euern Fenstern; aber im Frühling bessert es dann vielen unerwartet, mit einem ersten warmen Lüftchen oder einem ersten Veilchen oder einer ersten milden Mainacht bei offenen Fenstern, was weiß ich! Wir Aerzte staunen oft selber darüber. Da ist noch viel Geheimnis. Aber nun seid ihr ja gar noch an einem Kurort. Denn eine bessere Luft als die Ilgisser haben sie auch auf der Rigi und in Davos nicht. Da kann es ja fast nicht anders als recht gut werden..."

Ich fügte diesen halben Wahrheiten, halben Lügnereien aus meiner Praxis eine Reihe von verzweifelten Fällen bei, wo man mit dem kleinen Finger schon an die graue Sense rührte, aber zuletzt doch mit beiden Juhebeinen wieder ins gesunde Leben zurückstrampelte. Dabei ließ ich die Patienten die höchsten Fieber leiden und die rasendsten Pulse schlagen, schwitzen bis zur Ohnmacht und kaum noch einen haardünnen Atem spinnen. Aber, sagte ich, es bleibt wahr, was schon die Alten rühmten: Von allem das Gewaltigste ist eben doch der Mensch! Er leidet mehr als die Erde und die Bäume und alle Tiere zusammen und überwindet doch alles. Und so zeigte ich denn auch jene jämmerlichen Patienten nach so und so vielen gescheiten Rezepten und Arzneien und Kuren auf einmal wieder groß und stark und in Genesung lachend.

Bei dieser tapfern Erfindung erstrahlten die runden, großen Augen Theodors hoch auf wie zwei Kronleuchter. Aber auch die Blicke Reginens erglommen immer heller. Noch verstohlen, noch klein, noch widerwillig! Aber Geduld, ich lasse das Feuerchen nicht mehr ausgehen!

Theodor wurde jetzt gesprächig und erzählte mir seine Krankheit ausführlich. Er war sehr unzufrieden mit dem alten Doktor Bersolt und schimpfte, wie alle unheilbaren Kranken auf den Arzt, statt auf das Uebel. Das Schlimmste seien die häufigen Blödigkeiten. Dann werde ihm immer, als sinke die Herzseite wie eine mürbe Mauer ein. Dann rinne keine Luft in die Lunge und das Leben wolle stille stehen. Das sei entsetzlich. Wie Nacht! Oder wie in einem verschütteten, licht- und luftlosen Tunnel! „Kein Vorwärts, kein Rückwärts, am Ersticken und doch nicht ersticken, schlimmer als sterben... O Gott, o..."

„Aengstige dich nicht unnütz, Thedi," bat Regina und wischte ihm die feuchte Stirne ab.

„Nein, da versagt Doktor Bersolt völlig," widerredete Theodor ungeduldig. „Ruhe, Ruhe und Cognac mit Ei, das ist seine Losung. Gibt es da nichts Besseres, Walter?"

„Freilich, freilich," tröstete ich. „Von Jahr zu Jahr erfindet man für solche Herzschwächen neue prächtige Sachen. Da gibt es Pillen, Einspritzungen, Sprayapparate, die unfehlbar die ärgste Not sogleich lindern..."

„Was, was?" schrie Theodor jäh und zerrte mich am Aermel.

„Glaub mir, es ist so!" sagte ich mit eiserner Festigkeit. „In die Dörfer hinauf kommt dergleichen natürlich erst langsam, gar, wenn da ein uralter Arzt regiert, der noch selber Kräuter preßt und Salben siedet. Und erst recht, wenn das Volk, wie ihr Ilgisser, an nichts als an diese Kräuter und Salben glaubt!"

„So ein neues Mittelchen, o ja, das wäre eine große Gnade!" bekannte nun auch Regina und schenkte mir zum ersten Mal einen nicht ganz unlieben Blick. „Verschreib uns so was! Oder könntest du nicht mit Bersolt selber darüber reden? Das wäre noch besser!"

„Warum denn nicht? Noch heute in der Krone oder doch morgen früh. Der Alte kennt mich ja so gut wie euch. Uebrigens seh' ich da ein Spritzlein, wohl für Terpentin? Na, das ist oft auch eine Erleichterung!"

„Es hilft wenig," seufzte Theodor; „aber Regina tut eben, was sie kann. Sie ist ein Engel." Er tastete nach ihrer Hand und versuchte sie zu küssen. Aber Regina ließ es nicht zu. Sie mochte mir nicht einmal den Anblick ihrer ehelichen Zärtlichkeiten gönnen. Ich gehörte da nicht hinein, ich Fremdling!

„Eine gute Frau leistet am Krankenbett mehr als sieben Aeskulape, pflegte Doktor Billroth zu sagen. Ich hab' das auch oft genug bei meinen Patienten erlebt."

„Hörst du da, hörst du nicht?" neckte der Kranke Reginen, die sich abwandte. Sie duldete von mir immer noch kein Lob. Dagegen brachte sie jetzt die Medizin Bersolts. Ich sollte sie einmal prüfen. Es war eine große altväterische Flasche. Ich nahm sogleich einen Löffel vom Kaffeetisch, füllte ihn halb und trank die dicke braune Brühe in einem Zug und ohne die geringste Grimasse aus. Es war eine Mischung von Creosot mit Lebertran, das gewöhnliche Mittel zur Milderung des Hustens und zum Lösen des Schleims. Es mochte auch ein Sprenkelchen Morphium beigemischt sein zum Einschläfern.

„Es ist eine ganz brave Arznei," sagte ich, gemächlich den Schluck nachkostend. „Aber ich will Doktor Bersolt doch in aller Ehrerbietigkeit ein paar Mixturen aufdringen, die wir jetzt in der Stadt mit großem Erfolg in solchen Fällen anwenden. Ich red' ihm das leicht auf."

Mein Experiment mit der Medizin hatte Reginen ungeheuer imponiert; das merkte ich ihrem unverhohlenen Staunen an. Nun aber nickte sie drei- und viermal zu meinem Entschluß, mit dem Hausarzt zu sprechen. Es spielte ein kleiner Hauch von Zufriedenheit und schier gar von Dank über ihre harte Bronze. Das machte mir Mut.

Ich entnahm meiner Taschenapotheke ein Fläschlein, worin aus allerhand giftigen und belebenden Elementen, dunkelgrün wie ein großes Geheimnis, eine ölhafte, auf die Respiration fast augenblicklich wirkende Flüssigkeit lag. Dazu ein äußerst fein schaffendes Spritzlein. „Probiert das einmal, wenn ein Anfall kommt! Sechs-, siebenmal den

Edouard Vallet, Genf.

Biedermeiergärtchen (Jardin d'autrefois, 1910).
Phot. Lacroix fils, Genf.

Gummi scharf pressen, daß der Strahl, möglichst fein und scharf gezückt, in die Nase schießt. Für den ersten Augenblick regiert das wie ein Wunder. Hernach rat' ich euch solche Pastillen an; sie geben dem abgeschusterten Herzen frische Wichse, sagte Dr. Koch. Besser wäre Einspritzen von Dygitalis. Das könnte ich Reginen leicht lehren, es heißt dabei nur fein aufpassen..."

„O, sie wirds gleich können, die liebe Hexe!" lächelte Theodor. „Wenn's nur nicht weh tut!" fuhr er bänglich fort und sah mich zweifelnd an. „Oder gar gefährlich! Ihr Dökter, ihr Dökter, seid verflucht unheimliche Gesellen mit Gift und Messer! Doch dir, Wälti, trau ich," sagte er etwas tapferer. „Aber du kommst ja wie der reine Samichlaus zu uns, und wir tragen dir nicht einmal von unserem guten Most und von Reginens Aepfelschnitten auf! Hurtig, die Leutchen hungern!"

Ich wehrte ernstlich ab. Keinen Tropfen und keinen Bissen! Ein ander Mal! In der Krone kocht man uns unterdessen schon ein Süpplein und etwas Fleisch dazu. Lieber noch ein Weilchen plaudern, leise, leise, daß es nicht weh, sondern wohl tut...

So entstand nun doch eine leidlich gemütliche Stimmung in der Stube. Zögernd zwar nahm Regina das Mittel und besah es mißtrauisch. Wie sie es dann aber sorglich einwickelte und ganz vorn in den Wandkasten stellte, damit man es gleich bei der Hand hätte, und wie sie mit einer gewissen erquicklichen Genugtuung den Schlüssel wieder drehte und in ihre Schürzentasche steckte, so, wie man nur etwas Gutes einsteckt, zum Beispiel einen lang und sehnlich erwarteten Brief, der viele Wünsche nun endlich hübsch erfüllt — o ja, daran erkannte ich, daß Regina aus Not oder aus Ehrlichkeit mich schon ein bißchen anders ansah als unter der Türe. Theodor aber schwatzte drauf los, er übersprudelte sich fast. In drei Wochen könnte er ganz wohl wieder hergestellt sein. Diesen Abend zum Beispiel atme er so tief und fühle sich so leicht wie in den besten Tagen auf einem der Gipfel da drüben im Schnee. „Weißt du noch, Walter?" Aber ich merkte, daß er übermäßig erregt war. Hoffnung auf Hoffnung berauschte ihn. Aller Leichtsinn seiner ewig jünglinghaften Seele erwachte. Er gebärdete sich wie ein Gesunder. Jene roten, blühend schönen Rosen gluteten immer tiefer über seine Wangen, die wir an den Schwindsüchtigen so gut kennen und womit sie das, was Schwäche und Fieber ist, dem Laien als aufgehende Gesundheit vorlügen wollen. Theodor mußte jetzt unbedingt Ruhe haben.

Ich wollte Mimeli zum Aufbruch mahnen. Die Kinder knieten am Boden und blätterten in einem großen Bilderbuch. „Grad wie meine Mutter!" hörte ich eben mein Geschöpflein sagen.

Alle drei Kinderköpfe bogen sich tief und aufmerksam über eine junge kleine Frau mit einem länglichen Gesicht und zwei kleinen lustigen Augen.

„Deine Mutter?" staunten die beiden Ilgisserkinder.

„Mußt mitbringen, du Mimeli! Mutter holen!" sagte Klärchen und zog Mimeli am Aermel, als wollten sie beide sich gleich aufmachen und die schöne kleine lustige Frau holen.

„Ist ja tot!" erwiderte Mimeli in der Stammelsprache des kleinen Klärchen.

„Gestorben, deine Mutter? Tot?" schrieen die Geschwister und sperrten die Augen groß auf. „Du bist ja noch viel kleiner als ich! Da mußt du doch noch eine Mutter haben; das, das... Na..." Arnold schüttelte den Kopf. Darüber kam er mal nicht weg.

„Ist halt doch gestorben!" sagte Mimeli leiser und recht niedergedrückt.

Da sahen mich beide Kinder an, als sollte ich Mimeli widersprechen. Aber auch Regina und Theodor blickten mir mit heftiger Ueberraschung ins Gesicht. Ich senkte den Kopf. Mehr konnte ich nicht antworten.

„Aber das haben wir ja gar nicht gewußt! Verzeih', Walter!" bat Theodor und drückte mir aufs innigste die Hand.

Regina war völlig ratlos, was sie mir sagen sollte. Es entstand eine bange Stille, in die das Kindergeschwätz wieder tröstete: „So mußt du eine andere Mutter kaufen, Mimeli!"

„Man bekommt doch nicht noch einmal eine Mutter!" widerstand mein Kind mild. „Du bekommst auch nicht noch einmal einen Vater, Arnoldli, wenn ...wenn..."

Ich wollte ins peinliche Gerede einspringen; aber da lachte der stolze Arnold schon hochmütig und klob ein klirrendes Beutelchen aus den Hosen. Das warf er großartig zu Boden und prahlte: „Hab' heut für bloß drei Batzen ein Küngeli gekauft! Hei, alles, alles kann man kaufen, Küngeli und Kühli und Vater und Mutter, soviel man will!"

Ich sprang vom Stuhl auf. „Mimeli, wir müssen gehen! Schau, wie es vor den Fenstern schon dunkel wird!"

Aber Klärli und Arnold umschlangen das Mimeli. Dieses so gar nicht hübsche, aber milde und klare Kind hatte ihre kleinen, härtern Berglerseelen ganz gewonnen. „Es soll bei uns schlafen!" schrieen sie. „Mit mir, mit mir!" flehte der fünfjährige Weggisserzopf.

Mimeli sträubte sich gar nicht. Bisher hat es immer allein geschlafen. Na, einmal mit andern Kindern, das muß lustig sein! Ists ja schon zweimal seliger in Kissen und Decken drin, wenn man nur so eine kalte stumme Puppe neben sich hat. Nun mit seinesgleichen, hoi! Wie im Bilderbuch, wo die sieben Zwergmännlein alle in der gleichen Kammer in sieben saubern Bettlein nebeneinander schlummern — Schlummern? Warum nicht gar, nein, noch allerlei Hokuspokus treiben, daß es stäubt und federt und wolkenwirbelt! Dem Arnold, so einem Wildstrubel, ist ein ganz gehöriger Spaß zuzutrauen!

„Was denkt ihr denn?" machte ich jetzt ganz ernsthaft. „Das Mimeli kommt doch mit dem Vater. Morgen kommts noch schnell..."

„Nichts da!“ entschied Arnold heftig und vor Eifer über seine breiten Lippen geifernd und stand wie ein junger Kaiser vor mich hin. „Es hat mir schon versprochen, das Medaillchen zu zeigen, wo die Mutter drin steckt, da unter dem Lätzchen, gelt, Fratz du!“

Und sogleich nestelte Klärli am Halskragen Mimelis mit beiden zappeligen wilden Händchen herum. „Wo? Wo? Die schöne Frau?“

„So laß du die Kleine da!“ bestimmte nun auch Regina mit einem kurzen, wenig frohen Lächeln. „Wir wollen es schon gut zu Klärli hineinbetten. Sie haben eben Freud an einander!“

„Und für dich haben wir auch Platz genug,“ sagte Theodor und wollte mich wieder auf den Stuhl herabziehen; „kannst in dein altes Zimmer! Wirst den Weg wohl noch wissen, alter Kerl!“

„Das geht nicht,“ entgegnete ich fest. Ich wollte es nicht gleich das erste Mal übertreiben. „Die Kammer in der Krone ist schon bestellt, mein Handgepäck drin und das Nachtessen angesagt.“

„Das kann er doch halten, wie er will,“ erklärte Regina zu Theodor. „Ein Zimmer ist ja immer schnell gerüstet. Das Mimeli soll nur hier bleiben. Unser Kinderzimmer ist geheizt; aber in der Krone sind alle Kammern eiskalt.“

„So, so, Mimeli, soll ich denn wirklich allein ins Dorf? Ist's dir ernst?“ fragte ich und zeigte eine kleine scheinheilige Betrübtheit.

„Ja, ja, sicher! Geh nur!“ nickte mir das Dirnchen ruhig zu. Es war schon ganz von dem muntern Klärli und noch mehr von dem strahlend stattlichen Arnoldli eingenommen. Sie wollten mit ihm insgeheim ein bißchen hinter dem Haus über den Hügel hinunterschlitteln, wahrhaft schon bei Nacht! Das lockte ungeheuer. Dazu hatte Arnold ihr ins Ohr getuschelt, daß er vielleicht, wenns ihm so recht drum zu tun sei, zu ihnen hinüber ins Meitlizimmer komme, wenn sie schon zu Bette gegangen seien. Dann drehe er das Licht aus, gehe wie ein Gespenst vor ihrem Bett auf und ab und erzähle ihnen mit einer furchtbar tiefen Stimme — broh! — eine sehr feine Geschichte, sodaß sie vor Angst schwitzen: Armer Fischer — Eismeer — Walfisch — Schiff verschluckt — aber Bauch aufgeschnitten — Speck verkauft — Millionär geworden — Hurrah!

Alle drei lachten. O, sie werden sich nicht fürchten! Er soll nur kommen! Sie spritzen ihm ein Glas voll Wasser an. Er soll nur kommen! Großer Gott, welch ein Abenteuer das gibt, welch ein Lachen, welch ein Gruseln immerhin doch und welch einen Jubel, daß der arme Fischer nun doch noch ein Millionär geworden! Wärs nur schon so spät!

* * *

Im Herrenstüblein der Krone saß ich nach dem Nachtessen noch ein Verdauungsstündlein lang am Tisch der paar alten Stammgäste und sah ihrem Bierjaß zu. Es waren die nämlichen wohlbestallten Herren, die schon vor zehn und zwanzig Jahren mit dem gleichen Aerger hier eine Nell an den gewalttätigen Bauer verloren und mit dem gleichen Uebermut Hundert vom Trumpfaß gewiesen hatten. Sie spielten noch immer mit halb geschlossenen Lidern, langsam den Zigarrenrauch verkräuelnd und viertelstundenlang keine Silbe auf den Lippen. Ihr Bäuchlein war freilich eher runder, ihr rasiertes Gesicht etwas lederner und ihr Scheitel um einen Faden grauer geworden. Aber wenn ich die Augen schloß, so war es durchaus das Gehaben und Gebaren wie vor zwanzig Jahren, da ich mit Theodor und dem Kronenrobert als kleiner Knirps scheinheilig in die Eicheln und Schellen schaute, im Grunde aber recht lausbubenhaft aufpaßte, ob nicht bald einer von den Spielern den Tabakstengel im Kummer oder Jubel des Jasses auf die Seite lege, erst halb heruntergeraucht, sodaß wir drei Buben das Kleinod leis wegstipitzen und hinter dem Haus und zwei hohen Holzbeigen abwechselnd fertigschmauchen könnten. Theodor freilich maßte sich immer einen Zug mehr an, als rechtens war, fünfe statt vier auf einmal...

Pünktlich um neun Uhr staffelte auch der alte Bersolt herein und trank seinen Abendschoppen herben Rheintaler, der dem Kopf so wohl und dem Magen so übel tut. Der Doktor kärtelte nicht, sondern guckte lieber mit seinen alten, tagmüden Aeuglein dem Kreuzjaß in gefahrloser Neutralität zu. Es freute ihn, wie die Kerls einander zu Boden trumpften und wie der Zufall einen Spieler bald mit einer grandiosen Ohrfeige, bald mit einem süßen Glücksräuschchen bedachte. Er kannte die Karten nicht. Diese sechsunddreißig Papierfetzen dünkten ihn an und für sich eine nichtige, freche Lumperei. Doch die gescheiten Männer am Tisch machten etwas so Großes aus ihnen, daß sie den zuckersüßen Gutnachtkuß ihrer Kinder daheim und den großen herrlichen Achtstundenschlaf und den Morgen mit den frühen grauen Geschäftssorgen darob vergaßen. Das dünkte Bersolt lustig, und er fing nun selber auch an, die Karten wichtig zu machen. Er stellte sich unter den Schellen ein wildes Vergehen gegen die Gesundheit vor, wornach hurtig Herzklopfen, Blutsausen und ein Ohrenläuten wie mit großen Kuhschellen folgte. Mit den Schilten hatte man die volle, schwere, düstere, zum Friedhof zeigende Krankheit vollendet vor sich. Aber wenn eine Eichel über dem Spieltisch grünte, waren die Fieber von 39 auf 37 Grad gesunken, und die aufblühenden gelben Rosen bedeuteten das erst im Schritt noch etwas schwankende, aber selige Spazieren draußen auf der wiedereroberten, selbst so unsterblich grünen und blumigen Erde. Wenn gar Rose Trumpf war, dann hieß das: Genesung auf Genesung, dankbare Quittierung von so und so vielen Doktornötlein! Aber wenn Schilte galt, dann kam das einer Epidemie im Dorfe gleich, einem steten Springen von Patient zu Patient und einem beharrlichen Läuten des Totenglöckleins. Am liebsten waren Bersolt die Eicheln. Da war der Tod schon nicht mehr, aber auch die Gesundheit noch nicht ganz Meister, da regierte noch des Arztes Majestät ungehemmt. Auf diesem grünen Plätzlein reifte sein bester und rühmlichster Weizen.

Diese Auslegung der Spielkarten war in Ilgis

kein Geheimnis; denn Bersolt deutete oft in lautem Selbstgespräch vor allen Spielern Karte um Karte. Man betrachtete es als eine witzige Absonderlichkeit des Doktors...

Bersolt schüttelte mir langsam beide Hände, indem er mit seinen grauen, aufwachenden Aeuglein mein Gesicht schalkhaft durchmusterte und dann fast körperlich fühlbar vom Hals über Weste und Hosen bis zu den Schuhspitzen hinabwanderte, ob ich etwa ein geschniegelter und verdorbener Stadtkauz geworden sei oder ob das mein hoher Stehkragen vielleicht doch nur vorlog und ich das mir einst so geläufige Ilgisser Wesen bewahrt habe. Am Ende der Musterung sagte er: „Willkommen, Walter, da, hock zu mir!" und nun wußte ich, daß er mehr Ilgis als Großstadt in mir gelesen hatte. Mit ältlichem Behagen erzählte er, wie er mir Bübel einst einen argen Stockzahn ziehen sollte; aber ich sei ihm, als es gerade knacken wollte, mit der Hand in die Zange gefahren und heulend und mit blutender Zunge davongelaufen. Ich fing nun von Theodor an. Der Doktor ward seltsam still.

„Die Stöcke von Trumpfschellen!" rief Fritz Eibold. „Zwanzig aufschreiben!"

Ich rückte den Stuhl etwas zurück und bat leis: „Sagen Sie mir offen, wie ists mit Theodor Weggisser? Sie wissen, er ist mein halbes Leben gewesen in alten Zeiten..."

„Schellenaß!"

„Gestochen mit Schellennell!"

„Gestochen mit Schellenbauer!"

So schrie und klatschte es mit hoch erhobenen Trümpfen auf den Tisch nieder.

„Na, Schellen!" lispelte der Alte. „Man paßt nicht auf, man meint der Herrgott im Dorf zu sein. Etwas Sonne. Und gleich wollen sie heut mit Flanell und wollenen Unterleibchen weg. Nur zu, nur zu! Und am Mittag weht ein lauer Föhn. Man schwitzt. Und am Abend geht eine Schneebise, und man friert gotterbärmlich. Und kein Flanell und kein wollenes Unterleibchen! Während unsere gesunden, starken Alten das bis in den Heumonat trugen. Und so nimmts einen um den andern auf die Matratze. Prosit, junger Doktor!"

Er schlürfte wieder ein Schlücklein des herben Rheintalers ein.

„Aber wie steht es nun um Theodor?" bat ich

Edouard Vallet, Genf. Nahender Frühling (1909).

nochmals. „Selbstverständlich bleibt es unter Kollegen, was Sie auch sagen."

Webmeister Kühn mischte das neue Spiel und teilte die glitschenden, glatten Karten aus. Der Arzt aber sagte mit ein paar dürren Worten, daß die Auszehrung in der Weggisserfamilie und mit ihr die frechste Unvorsichtigkeit seit Menschendenken wie ein böser Geist niste. Thedis zwei ältere Brüder seien daran in der süßesten Knospe gestorben. Ein Onkel als Bräutigam und ein Großvater als ganz junger Eheherr. Bei Thedi seien Nieren- und Herzgeschichten so übel mitverquickt, daß man nie recht wisse, wo eigentlich der Kern des Leidens sei und wo hinaus es wolle.

„Aber ist noch Hoffnung? Ich meine nicht auf Genesung, ich meine: Kann man das Uebel noch mildern? Beschwichtigen? Einige Jährchen hinhalten, bis die Kleinen auf eigenen Füßen stehen?"

„Das ist ja gar nicht Trumpf!" schrie einer neben mir.

„Wo hast du den Kopf? Schilte ist Trumpf!" entgegnete sein Partner, der junge Kürnhelm, gefühllos hart und schleuderte so ein graues Unwesen auf den Tisch. Diese Ilgisser sind schonungslose Menschen!

„Dann gibt es ja einen verflucht feinen Matsch!" frohlockte sein Gespan grausam.

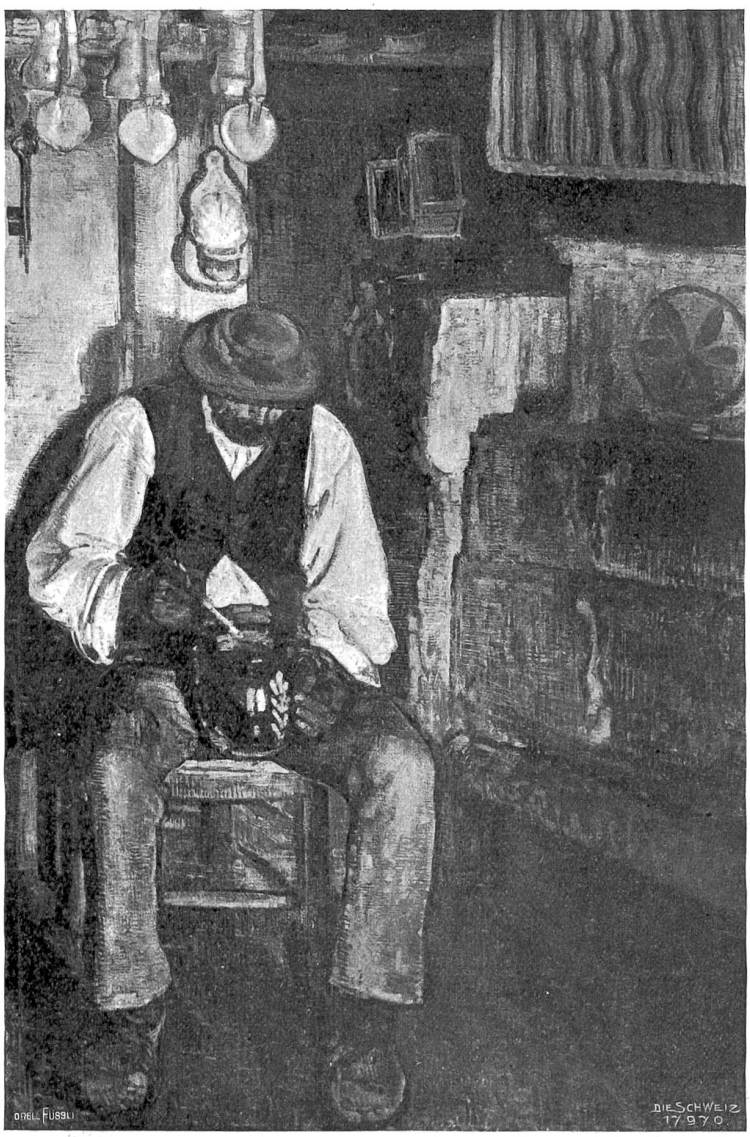
„Schilte, Schilte! Wie ich diese Schilten hasse!" brummte Bersolt, ein neues Schlücklein aus dem Glas saugend und über den Rand hinaus in die schiefergrauen Papiere dräuend, die da siegreich auf dem Tisch die vollsten Rosen und die grünsten Eicheln niederhagelten. „Jaso, du weißt, was ich meine! Probiers du einmal! He," fuhr er munterer fort, „zeig mal, was eure vielgerühmte und benedeite junge Schule kann! Soll mich fest freuen, wenn euch mehr als uns Alten gelingt. Im Ernst, Walter," sagte er leiser und milder und faßte mich dabei unterm Ellbogen, „wenn es dir und deinem Thedi ein Trost ist, so nimm ihn nur gleich tapfer in deine Kur! Ich füg' mich leicht in deine Weisungen. Meine Mittelchen sind fertig probiert, das sag' ich dir ehrlich. Ich weiß nichts Neues!"

Ich dankte herzlich und erzählte, wie ich den Weggisser befunden und was ich ihm angeraten hatte. Bersolt nickte zufrieden zu allem und sog seine letzten Tropfen aus. Dabei rühmte er so freigebig, als wäre es ihm eine große Genugtuung in einer sonst ganz aussichtslosen Sache, die Frau Regina Weggisser. Er geriet in eine komische Schwärmerei. Sie sei das Muster aller Frauen, in ganz Ilgis hochverehrt, der gute Geist Theodors, und ohne ihre unvergleichliche Sorge täte der Gemahl längst kein irdisches Schnäufchen mehr. Es sei ihm oft, als fechte ihre Liebe mit dem Tod in einem grimmigen Zweikampf und reiße dem Gevatter immer wieder, so oft er das letzte Lebensfädlein ausziehen wolle, die Klapperhand weg. Ja, sie mache wahrhaft einen echten Bergler Hosenlupf mit dem Tod und sei bis heute die Stärkere geblieben, stärker als dieser Riese. Aber wie lange noch? Immer zupfe der Mörder doch wieder blitzschnell ein Endchen ab...

„Gestochen mit Schilte! Trumpf, Trumpf, Trumpf! Matsch!" jubelten mit immer bedächtigen, kargen Stimmen die siegreichen Schiltenherren.

Der Arzt erhob sich, indem er unmutig den aufgesträubten, grauen, rohen Schnurrbart zerrte. „Da kommt doch nichts Besseres!" meinte er auf den Tisch weisend. Es sollte wie Humor klingen, aber tönte dumpf wie grauester Aberglaube. „Ich laufe davon. Diese verflixten Schilten! Ich wette, das Bärbli Bettlig ist jetzt gestorben!"

„Selbstverständlich," mischte sich der



Edouard Vallet, Genf. Der Suppentopf (Savièse, 1910).

junge Kürnhelm trocken ein und ordnete ein neues Spiel. „Ich hab' gemeint, das wisset Ihr! Als ich zur Krone ging, um die halbe Neun, war das Kind gerade verschieden. Die Leichenfrau sah ich eben ins Haus gehen, um das tote Wesen zu waschen und aufzurüsten. Soll ja ganz verschwollen sein... Na, paß doch auf, Kühn; man sieht dir in die Karten wie durch Fensterglas!"

„Das liebe Kind, das hat mit Sterben pressiert wie ein Vogel," sagte Bersolt bitter. „In drei Tagen frisch und tot! Und nicht ein einziges Gütterli hat es mir genommen, das wilde! Ist mir aus dem Wickel gesprungen, half alles Wettern nichts. Das mußt' halt sterben. Diese verfluchten Schilten!"

Seine runden Aeuglein verdunkelten sich seltsam, sie wurden so düstergrau wie die unheimlichen Schilten. Müd und schwerfällig ging er hinaus.

„Nein, so gescheit und so einen Sparren im Kopf!" spottete Kürnhelm.

Ich saß noch ein Weilchen bei den Spielfexen und studierte, wie alt eigentlich Bersolt sei. So um die Siebenzig. Und immer hier oben im Gestein, unter den knochigen Ilgissern, mit einer gleichalterigen Haushälterin, die ihm noch Alpenkräuter suchen und abbrühen muß, und mit einem Kutscher, den man den Wasserschmecker heißt, weil er den Bauern mit seinem Haselzwick auf den ödesten Weiden noch irgend ein Brünnlein aus dem Boden herausschnuppert. Na, das alles zusammen langt gerade, um im weißen Haar so einen Hokuspokus mit den Schilten zu treiben! Aber merkwürdig genug, ich selber sah nun auch nur immer diese grauen Schilten auf dem Tisch. Sie regten mich auf, sie flößten mir eine eigene Bangigkeit, zuletzt ein eigentliches Grauen ein. Wie Särge erschienen sie mir, die in ihrem schwarzen Hunger den Deckel weit aufsperren, bis ein schönes seidenweiches Leben unversehens hineinflattert und sich plötzlich steif wie ein dürres Scheit vom Kopf zum Fußbrett strecken muß. Dann klappen sie zu, und wieder ist ein Lachen weniger auf der Welt. Ja, so waren sie, und die übermächtige Schiltaß, die war unter ihnen ein Prunksarg. Die fraß kein gewöhnliches kleines Leben in ihren Rachen hinein. Die gierte nach etwas Stattlichem, Herrischem, Großlebigem. Da hatte ein König Platz. Gleichviel, ob ein König von England oder ein Dorfkönig, wie — wie... Ach nein, weg damit!

Edouard Vallet, Senk. **Walliserin beim Butteritoßen** (Radierung).

„Rose!"

Ah, da hatten sie nun doch auch einmal die schöne gelbe Kartenblume zum Trumpf bekommen! Das war wie ein Funke Sonne aus einem grauen, regenschweren, drückenden Himmel. Schnell sagte ich Gutenacht und sprang in meine Kammer hinauf. Ich wollte unter dem Lächeln einer Rose den Tag schließen, bevor wieder so eine leblose Schilte käme. Aber beim Auskleiden schlug ich mir vor den Kopf. Das wäre nun doch köstlich, wenn ich hier oben auch noch so ein dicker Narr von Aberglauben würde!

(Fortsetzung folgt).

Edouard Vallet.

Mit dem Bildnis des Künstlers, einer Kunstbeilage und vier Reproduktionen im Text.

In der Sammlung des Zürcher Kunsthauses hängt in dem Saal, der den Künstlern unserer Tage eingeräumt ist, ein Bild, das durch seine leuchtende Farbigkeit und Sonnigkeit jedem Besucher in die Augen fallen muß und ihn zum Stillstehen nötigen wird *): auf der braunroten Holzgalerie eines Bauernhauses, das hoch gelegen in dem Bergdorf einen prächtigen Ausblick hinüber auf das Gebirge und hinunter ins Dorf gestattet, steht eine breite stattliche Bäuerin in der schönsten grünen Sonntagsschürze. Sie bleibt noch einen Augenblick stehen, bevor sie zum Kirchgang sich anschickt: in den festen, massigen Händen hält sie das kleine Ge-

*) Vgl. die Kunstbeilage im dreizehnten Jahrgang unserer „Schweiz" (1909) zwischen Seite 388 und 389. A. d. R.